



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 22. Mai 2022, 08.40 Uhr

Alles möglich oder nichts  
Wenn Gewissheiten verschwinden  
Von Irene Dänzer-Vanotti

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Das hatten wir nicht erwartet. Das hätten wir nicht einmal für möglich gehalten. Das ist über die Menschen in Deutschland, in Europa, in der Welt hereingebrochen. Zuerst die Pandemie. Dann der Krieg Russlands gegen die Ukraine. Beides erschüttert, in unterschiedlicher Weise, das Lebensgefühl der vergangenen Jahrzehnte. Es fühlt sich an, als schauten wir immer in ein Vexierbild. Ein Bild, das beim näheren Betrachten noch ein weiteres Bild in sich offenbart. Aus einer Landschaft wird so plötzlich ein Gesicht. Schauen wir auf unseren Alltag in Deutschland. Er ist von Corona-Regeln immer noch gezeichnet, hat aber auch seine vertrauten Anforderungen, seine Pflichten sowie all das Erfreuliche, mit dem jeder Mensch sich umgeben kann: Blüten, Wiesen, Erdbeerkuchen, Freundinnengespräche, Kinderlachen, Aufgaben. In die Zukunft weitergedacht veranlassen diese Bilder zu Zuversicht, Vorfreude, Sommerplänen. Das, was in dieser Ausnahmezeit gemeinhin als „normal“, als das „normale Leben“ bezeichnet wird. Nebenbei bemerkt: Dieses Wort „normal“ hatte bisher eher einen Beigeschmack von Langeweile und Ereignisarmut. Jetzt ist es zu etwas Erstrebenswertem aufgestiegen!

Und so auch sieht das Leben in Deutschland bisher aus. Wenn man dieses Bild aber nur einen Millimeter bewegt, erscheinen Trümmer, Explosionen, erscheint der Aggressor, die Opfer. Wenn man mich zur Zeit fragt, wie es mir geht, sage ich „gut, abgesehen von der Weltlage, aber eigentlich kann ich von der nicht absehen“. Das ist schon jetzt so, da der Krieg noch 1000 Kilometer östlich von uns tobt. Dass er nahe rücken könnte, ist möglich, allen Hoffnungen zum Trotz. So lauert die größtmögliche Ungewissheit hinter einem Frühling mit Blüten, Wiesen, Erdbeerkuchen.

Erinnerungen, erlebte oder erzählte, aus dem Zweiten Weltkrieg steigen auf. Berichte, die in den vergangenen Jahrzehnten fast als Garantie dafür galten, dass etwas Ähnliches nicht wieder geschehen wird. Wir – vielleicht vor allem wir Deutsche – hatten gedacht, dass mit dem Krieg, den Deutschland unter der Diktatur verursacht hatte, eine Art Ende der Geschichte der kriegerischen Gewalt zwischen Völkern in Europa erreicht sei. Aber so ist es nicht. Auf die neuen Herausforderungen haben wir noch keine Antwort. Aber das interessiert die Herausforderungen nicht. Und die Erfahrungen der Vergangenheit helfen nur bedingt bei der Bewältigung der Gegenwart und Zukunft.

Und jetzt wissen wir nicht weiter. Wir können in diesen Wochen Wahrscheinlichkeiten bemühen, aber wir können nicht voraussehen, was geschehen wird, wie wir gefordert sein werden, welche Schicksale Deutsche, Europäerinnen, Europäer, die Weltgemeinschaft zu bewältigen haben werden. Hilft es, sich auf das Schlimmste einzustellen? Hilft es Hoffnung zu hegen? Hilft es zu glauben, dass ein Gott uns vor einer Katastrophe schützt, die das Leben auf der Erde bedroht? Wir können darum beten, wissen können wir es nicht.

Das alles ist ein bisschen viel Düsternis vielleicht für einen Mai-Morgen. Dabei wird es in dieser Sendung nicht bleiben, versprochen.

*Bleiben Sie zuversichtlich!*

So verabschiedet uns Ingo Zamperoni nach den Tagesthemen in die Nacht, vielleicht scheint er selbst nicht immer daran zu glauben. Aber immerhin: Zuversicht ist ein schönes Wort. Es birgt nicht so viel Überzeugung, dass Gutes geschehen wird, wie das Wort „Hoffnung“, lenkt aber den Blick auf mögliche positive Entwicklungen. Zuversicht also: In einem Liedtext von Walter Brandin für Udo Jürgens wird sogar alles Wachstum auf der Erde als Beweis für Gottes Zuversicht, seine Fürsorge für die Zukunft des Lebens, bezeichnet.

*Wer ist er, der nie sein Schweigen bricht,  
doch dessen Zuversicht aus jedem Funken Leben spricht  
und der den Gang der Welt in seinen Händen hält.*

Diese Wochen bieten (nun) die Gelegenheit, sich grundsätzlich mit dem zu beschäftigen, was eigentlich gewiss ist und was ungewiss – und wie es gelingen kann, mit Unwägbarkeiten umzugehen. Da gibt es klügere und weniger kluge Strategien. Lernen kann man von Menschen, die sich in Situationen ultimativer Ungewissheit befanden. Die Dichterin Mascha Kaléko hat sich nach ihrer Flucht als Jüdin aus Deutschland – mit ihrem Mann und kleinem Kind – jahrelang in New York durchgeschlagen. Nach dieser Erfahrung hat sie ihr Koordinatensystem von Sicherheit und Unsicherheit radikal neu justiert. Sie schreibt in einem Gedicht:

*Auf nichts war Verlass,  
nur auf Wunder.*

Nichts ist gewiss. Das ist eine Binsenweisheit. Einerseits. Andererseits aber leben wir, als wäre das nicht so. Wir wissen – im Grunde genommen – von keinem Tag, wie er enden wird, von keiner Nacht, ob wir sie überleben. Sowohl Glück als auch Unglück können hereinbrechen. Glück in Gestalt von Begegnung, vom Blitz der Verliebtheit, von neuen Chancen, neuer Erkenntnis. Die Erscheinungsweisen, die sich das Leid aussucht, sind bekanntlich ebenso vielfältig. Sie plagen in zweifacher Hinsicht: zum einen, wenn sie tatsächlich eintreten, wenn Krankheit, ein Unfall oder der Tod eines geliebten Menschen in das Leben einbricht. Und zum anderen überschatten sie auch Phasen, die frei von solchen Sorgen sind – mit der Angst vor ihnen. Wie Zuversicht eine Brücke von jedem gegenwärtigen Moment in eine unbekannte Zukunft ist, so sind es auch Sorge und Angst. Sie kümmern sich um Dinge, die noch nicht eingetreten sind, wollen dazu anleiten, sich auf Schlimmes vorzubereiten, um es dann bewältigen zu können. Manchmal hilft das. Manchmal lähmt es aber auch. Goethe, immer ein guter Ratgeber, ruft der Sorge direkt zu, beschwörend fast:

*Kehre nicht in diesem Kreise  
Neu und immer neu zurück!  
Lass, o lass mir meine Weise,  
Gönn', o gönne mir mein Glück!*

*Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?  
Nun gezweifelt ist genug.*

*Willst du mich nicht glücklich lassen,  
Sorge, nun so mach mich klug.*

Ungewissheit, Gewissheit: Der Mensch hat die merkwürdige Pflicht, einerseits die Ungewissheit auszuhalten, zu wissen, dass das Leben nicht verfügbar ist. Dass es sich in jeder Minute wandeln kann. Und andererseits – mit derselben Energie – Pläne zu machen, für die Zukunft vorzusorgen, ganz so, als träte sie in vorgedachter Weise ein. Seltsamerweise kommt hinzu, dass das Leben in der Gegenwart so stark ist, dass man sich – gefühlt jedenfalls – in den leichten Zeiten die schweren nicht vorstellen will, ja nicht einmal kann. Und in den schweren kaum Zugang findet zu besseren Phasen.

Davon erzählt auch die Bibel, im Alten Testament, in der Geschichte von den sieben fetten und den sieben mageren Jahren. Der Pharao in Ägypten träumt von gesunden, fetten Kühen, die aufgefressen werden von mageren, klapprigen Tieren. Und unmittelbar danach träumt er von vollen, starken Ähren auf dem Acker, die kümmerlichem, fast fruchtlosem Getreide weichen müssen. Josef, der hebräische Sklave, der sich als Traumdeuter schon bei anderen Ägyptern, bei seinen einstigen Gefängniswärtern, verdient gemacht hatte, deutet die Bilder. Er sieht in ihnen Boten eines Schicksals für das ganze Land.

*Siehe die sieben reichen Jahre werden kommen in ganz Ägyptenland. Und nach ihnen werden sieben Jahre des Hungers kommen, so dass man vergessen wird alle Fülle in Ägyptenland. Und der Hunger wird das Land verzehren, dass man nichts wissen wird von der Fülle im Lande vor der Hungersnot.*

*(Mose 41 - 26 ff)*

Dann rät Josef dem Pharao vorzusorgen, die Zeit des „Überflusses“ für künftige Not zu nutzen, Vorräte anzulegen und in den mageren Jahren darauf zurückzugreifen. Tatsächlich gelingt es Josef, zum Cheforganisator der Vorratswirtschaft aufgestiegen, die Hungernden in den mageren Jahren zu nähren. Umliegende Völker senden Boten, um von dieser Politik zu lernen. Vorratshaltung ist in jener Zeit – vor etwa 3000 Jahren – offenbar neu. Dabei hatten sich die Menschen, die bereits sesshaft geworden waren, schon lange an den Wechsel der Jahreszeiten gewöhnt, den Zyklus von Saat und Ernte, der Notwendigkeit zu warten – etwa auf die fruchtbringenden Überschwemmungen des Nils. Also sie wussten schon, dass ihr Leben von Ereignissen in der Zukunft abhängt, die sie nur bedingt beeinflussen können. Der letzte Satz, den Josef dem ängstlichen Pharao sagt, schafft nun auch eine Brücke zu uns heute in unerwartet schwierigen Zeiten. Im ersten biblischen Buch Genesis heißt es:

*Dass aber dem Pharao zweimal geträumt hat, bedeutet, dass Gott solches gewiss und eilends tun wird.*

Hätten wir doch auch so eine sichere Vorhersage! Der Traum ist eine Brücke von einer beunruhigenden Nacht im Leben des Pharaos in eine Zukunft, von der er jetzt „gewiss“ weiß, was sie bringen wird. Daraufhin kann er entscheiden und handeln. Wobei er als Herrscher *befiehlt* und *handeln lässt*. Manches hat sich in 3000 Jahren nicht geändert.

Immerhin: der hebräische Sklave Josef und der mächtigste Mann Ägyptens sind sich darin einig, wer das Kommende verursacht: Gott. Das ist ihre Gewissheit. Mit der Frage, warum er das tut, halten sie sich – offenbar – nicht auf. Er galt noch nicht als der gütige, der liebe Gott, von dem Menschen Hilfe und Rettung erwarteten. Er war einfach derjenige, der etwas in Gang setzte. Auf der Erde hatten sich alle, vom Sklaven bis zum Pharaos, damit auseinandersetzen.

Für Gott ist alles möglich, heißt es in der Bibel. Aber das muss nicht heißen, dass alles so kommen muss, wie wir uns das erhoffen oder erträumen. Wenn alles möglich ist, dann aber auch wirklich alles. Das kann uns an Grenzen führen, und darüber hinaus, das kann uns auch zweifeln lassen an unserem Verstand – menschlich begrenzt, wie er ist –, weil eben alles möglich ist.

Und trotzdem wüssten wir gern, was die nächste Zukunft bringt. Meist suchen wir Beschwichtigung. Es wird schon nicht zum Schlimmsten kommen. Unsere Zukunftsdeuter erscheinen am späten Abend. Sie sitzen in Fernsehstudios auf mehr oder minder tiefen Sesseln und versuchen ihre jeweiligen Erkenntnisse aus der Vergangenheit in die Zukunft fortzuschreiben, seien sie Kennerinnen der Ukraine oder Russlands, seien sie Experten für Panzer oder Haubitzen, seien sie als Politikerinnen und Politiker jetzt selbst zu Entscheidungen gezwungen. Als Zuschauerin beobachte ich mich dabei, wie ich denjenigen glauben will, die die freundlichste Version kommenden Geschehens zeichnen. Bis ich am folgenden Morgen erkennen muss, dass die Lage im Krieg eher noch schlimmer geworden ist. Denn: es scheint so, als würde das Wissen der vergangenen Jahre nichts mehr nützen. Selbst wenn es fundiert und gut begründet ist. Der Aggressor hat eine neue Situation geschaffen.

Die Pandemie war auch schon neu. Auch wenn sie andere Probleme verursacht hat, als die des Ukraine-Krieges, so ist doch auffällig, dass oft das eintraf, was Pessimisten befürchtet hatten. Sie malen ja nicht aus Lust Unheil an die Wand. Sie eröffnen die Möglichkeit – sogar die Notwendigkeit – sich auf die unangenehmste, unbekannteste Entwicklung einzustellen. Selbst in der Hoffnung, dass es dann doch besser kommt.

Das Gute an der radikalen Ungewissheit des Lebens ist ja, dass auch das erwartete Schlimme nicht zwingend eintreten muss. Und dass selbst eine schwere Situation leichte Momente hat. Auch das kann man sich vorher meist nicht vorstellen, selbst wenn man schon bisher oft erfahren hat, dass neben großem Leid Freude aufscheinen kann.

Sie kommt dann oft aus dem Augen-Blick. Aus der Betrachtung eines Moments, in dem man sich frei macht von Elend und Anforderungen und ein Licht sieht: eine Blüte, ein Lächeln. Oder indem man nur den eigenen Herzschlag und Atem wahrnimmt mit dem

Wissen „ich lebe“. Jetzt. Diese Gewissheit ist tatsächlich – so lange man lebt – immer zugänglich. Große Poesie ist aus Liebe zu Augenblicken entstanden. Zum Beispiel dieses Gedicht von Heinrich Heine:

*Herz mein Herz sei nicht beklommen  
Und ertrage Dein Geschick.  
Neuer Frühling gibt zurück  
Was der Winter Dir genommen.*

*Und wie viel ist Dir geblieben  
Und wie schön ist doch die Welt  
Und mein Herz, was Dir gefällt,  
Alles, alles darfst Du lieben.*

Der Augenblick hat etwas Bruchfestes, bietet eine sichere Zuflucht, beschworen nicht nur von Dichtern, Dichterinnen, auch von Mystikern und andere religiösen Menschen der Jahrhunderte.

Aber zurück zu den Gefahren, die drohen – und wie gesagt – hoffentlich noch abgewendet werden. Dass Augenblicke in eine Stärke führen können, das gilt bei Weitem nicht nur für Momente, in denen bewusst wird, wie schön doch die Welt ist. Es gilt auch für schwierigste Situationen. Dass die Konzentration auf das jeweilige „Jetzt“ entscheidend ist, hat auch Mamadou Diallo erlebt. Sein Schicksal ist vergleichbar mit dem der Frauen aus der Ukraine auf der Flucht mit ihren Kindern an der Hand, nach einem Abschied von ihren Männern, Freunden, Brüdern oder Vätern.

Mamadou Diallo war 15 Jahre alt, als er aus Guinea in Westafrika floh. Auch er hatte keine Ahnung, ob er seine Familie je wieder sehen wird. Er kämpfte sich durch die Sahara. Sand, du siehst nur Sand, erzählt er. Wo ist der richtige Weg? Keine Ahnung! Dennoch: er kommt voran – und landet in einer anderen Hölle: zwei Jahre lang ist er Sklavenarbeiter in Libyen. In der Hand von Männern, die ihn gekauft hatten. Leute mit Messer und Waffen.

*Da kannst du nicht sagen, ich bin müde. Die sagen Dir: du gehörst mir. Du bist mein Geld.*

Eine Situation ohne jeden Schutz für Mamadou. Wahrscheinlich die radikalste Einsamkeit: Ob er lebt oder nicht, kümmert hier niemanden – außer ihn selbst. Als einer seiner Kumpel auf der Baustelle erschossen wird, weil er die Arbeit nicht mehr geschafft hat, haut Mamadou ab. Er weiß nur: Auf der Baustelle ist ihm der Tod sicher, die Flucht bietet zumindest die Chance, davon zu kommen. Mit nichts als den Kleidern am Leib, einem Telefon und seinem Leben. Jetzt zählt nur der gegenwärtige Moment. Totale Konzentration, das ist seine Rettung. Er erzählt:

*Du musst immer kämpfen, Dich konzentrieren. Denk nicht ‚Scheiße‘ oder mache andere kaputt. Du musst nur arbeiten, Dich konzentrieren, und dem Satz folgen: Du schaffst das!“*

Und noch etwas rettet Mamadou – und seine Therapeutin, die er viel später in Deutschland im Psychosozialen Zentrum in Düsseldorf treffen wird, hält das überhaupt für ein Überlebensmittel von Menschen in existenzieller Gefahr: Mamadou hat Prinzipien, denen er in höchster Not treu bleibt. So sehr er sich auf seine eigenen Kräfte konzentriert, so nimmt er doch immer andere Menschen wahr – und hilft ihnen. Im Boot auf dem Mittelmeer, in das er sich irgendwie gerettet hat, unterstützt er eine Mutter mit zwei kleinen Kindern. Er beruhigt die Frau, versucht den Kindern ein bisschen Wasser einzuflößen. Er tröstet sie. Im Getümmel auf dem Boot sagt er:

*Ich bin für Dich da. Keine Sorge.*

Aber die beiden Kinder können das Wasser nicht mehr aufnehmen. Beide sterben an Bord. Mamadou versucht der Mutter irgendwie Halt zu geben in einer Zeit, in der sich für sie alles auflöst.

In der maximalen Unsicherheit teilt Mamadou seinen Glauben an Gott. Er ist sicher, dass Gott ihn geführt hat auf der Flucht und ihn weiterleitet. In der Situation, in der jeder Schritt ins Unbekannte führt, gibt diese Überzeugung ihm Halt. Zudem stärkt er seine Identität. Er ist zwar ausgesetzt. Die Gefahr für sein Leben ist realer als die Hoffnung auf Rettung. Und dennoch beweist er sich selbst mit der Treue zu seinen Prinzipien, dass er doch noch der Mensch ist, der er vorher war. Seine Hilfsbereitschaft macht ihn zu Mamadou aus Guinea, zu dem Sohn, Bruder und Enkel. Er ist noch derjenige, der sich für sein eigenes Leben einsetzt und der sich geschützt fühlt.

Mamadou hat nicht nur die Bootsfahrt überlebt, er ist auch in Deutschland angekommen – nicht so erwünscht, wie heute die Geflüchteten aus der Ukraine, aber immerhin geduldet. Am Niederrhein hat er inzwischen eine Klempnerlehre abgeschlossen.

*Auf nichts war Verlass,  
nur auf Wunder.*

So hatte es Mascha Kaléko ausgedrückt. Dabei kommt es immer noch darauf an, die Wunder *wahr*-zunehmen – vielleicht ganz im Sinn des Wortes: als Wahrheit, als Wirklichkeit, die eine Lösung oder sogar eine Rettung bringt – oder wenigstens einen Moment der Leichtigkeit. Das schätzen zu können, ist in einer Krise nicht selbstverständlich.

Menschen, die auf Wunder, auf das Glück der Augenblicke, ihre Aufmerksamkeit lenken, die die umgebende Welt sogar danach absuchen, können sich oft ziemlich gut durch Untiefen steuern. Sie leben aus dem Staunen heraus – und staunend erscheint das Neue erst einmal interessant und weniger bedrohlich.

Aber wenn doch Krieg ist! Wenn er sich ausweitet? Wenn das eintritt, was für die Generationen, die nach – etwa 1940 geboren sind – nicht mehr denkbar war, was dann?

Wir können trotzdem aus den Erfahrungen von Vorfahren lernen. Menschen der Generation, die die Kriege des 20. Jahrhunderts erlebt hatten, schienen mir oft traumatisiert. Das stimmt auch. Aber es stimmt ebenfalls: die, die wir persönlich kennen, haben überlebt. Und alle, die in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg geboren sind, sind zunächst einmal Kinder von Überlebenden. Und diese Erkenntnis könnte die grundsätzliche Zuversicht geben, dass Leben weiterhin möglich ist. Auch wenn zur Zeit wirklich niemand wissen kann, vor welche Schwierigkeiten wir in Mitteleuropa in nächster Zeit gestellt werden.

\* \* \*

Zur Autorin:

Irene Dänzer-Vanotti; ist freie Journalistin. Sie interessiert sich vor allem für Lebensgeschichten, für Themen aus den Gebieten Psychologie, Religion, soziale Fragen und Zeitgeschichte